

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 1

Wiesbaden, den 6. April 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 6. April:	Exodus I.
Montag, 7. April:	Hermann
Dienstag, 8. April:	Amadeus
Mittwoch, 9. April:	Waltrud
Donnerstag, 10. April:	Apollonius
Freitag, 11. April:	Leo der Große
Samstag, 12. April:	Julius

Passionssonntag. Evangelium des hl. Johannes 8, 46—59.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der hört auf Gottes Wort; darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht. Es ist einer, der sucht und richtet. Wahrlich, wahrlich, sag' ich euch, wenn jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham

und die Propheten sind gestorben. Was machst du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein Vater ist es, der mich ehrt, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn, und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner gleichwie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde; er sah ihn und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, ehe denn Abraham ward, bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich und glug aus dem Tempel hinaus.

Des Herren Bericht

Judica me, Deus, richte mich, o Herr! So beginnt die heutige Sonntagsmesse. Es ist der Ruf Jesu zu seinem Vater im Himmel angesichts der unermesslichen Trübsal, die zu Beginn seines Leidens über ihn kommt. Und wenn wir selber dieses Gebet in den Mund nehmen, dann ist es das Gebet des in Not und Elend kämpfenden Menschen um richterliche Entscheidung und Hilfe gegen unsere Widersacher, die uns von allen Seiten umgeben.

1. Das heutige Evangelium ist die nähere Einleitung des Kreuzweges des Herrn. Die Sünde haßt die Wahrheit und sucht sie zum Schweigen zu bringen. Als Jesus seinen Feinden, den unverföhllichen Pharisäern und Schriftgelehrten, am Schluß einer längeren Rede sagte: „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, ehe Abraham ward, bin ich,“ hoben sie, wie das heutige Evangelium berichtet, Steine auf, um ihn zu steinigen. Jesus aber machte, da jetzt die Stunde seines blutigen Leidens noch nicht gekommen war, von seiner Allmacht Gebrauch und entzog sich den wütenden Menschen. Es galt jetzt als sicher, daß von jener Seite keine Gnade zu erwarten war. Sie würden die nächste Gelegenheit ergreifen und ihn unschädlich machen. Das war ihr fester Entschluß. Menschlich gesprochen, konnte also der Heiland sehen, was für einen Ausgang sein Leben nehmen werde. So bildet also das heutige Evangelium die Ueberleitung zum blutigen Drama der Karwoche. Deshalb die Verhüllung der Bilder des Heilandes in den Kirchen und das Verstummen des Gloria Patri, Ehre sei dem Vater, in den Gebeten der Priester bei der hl. Messe.

Wir sehen hier den Heiland als völlig wehrlos gegenüber den Mordversuchen seiner Feinde. Warum macht er von seiner Macht keinen Gebrauch? Warum läßt er die Bosheit soweit emporkommen? Er ist damit doch schuld, daß viele seiner Jünger und Freunde an ihm irre werden und sagen: Also ist es doch nicht so weit her mit ihm, am Ende hat er uns betrogen. Dann haben unsere Behörden recht, wenn sie

ihn ergreifen und seinem Betrage ein Ende machen. Mit Absicht zeigt sich uns der Heiland fast während seines ganzen irdischen Lebens als bloßer natürlicher Mensch. Nur bei einzelnen Gelegenheiten tritt seine überweltliche göttliche Person scharf ins Licht und er zeigt sich uns dann als den Herrn über Leben und Tod, als Herrn der Natur, als Herrn des Jenseits. Er wollte eben im Zustande der Lebensfähigkeit auftreten, um so die Möglichkeit zu haben, zu leiden und zu sterben und damit dem himmlischen Vater die Genußung anzubieten für die Sünden der Menschen. Also nicht als Mensch ohne Macht und Gewalt tritt Jesus seinen Feinden gegenüber, sondern als Gott-mensch, der sich ganz freiwillig dem Hasse seiner Feinde preisgibt. Daß er nötigenfalls alle List und Gewalt zuschanden machen konnte,

zeigte er sehr augenfällig bei der Gefangennahme, als er durch ein einziges Wort die ganze Rotte zu Boden warf. Ebenso vorher bei der Tat des Verräters Judas, da er den ihm bekannten Plan der Gefangennahme einfach dadurch zunichte machen konnte, daß er seinen Entschluß in den Garten Gethsemane zu gehen, aufgab und in der Stadt blieb. Allein, „wie würde dann die Schrift erfüllt werden,“ daß der Menschensohn in den Tod gehen und dadurch die Welt erlösen werde? Mit diesen Worten hat der Heiland selber angedeutet, daß der Auftrag der heiligsten Dreifaltigkeit von ihm bis auf das Kleinste ausgeführt werden solle. Er überläßt alles andere seinem himmlischen Vater. Jetzt verstehen wir die Worte im heutigen Responsorius: „Richte mich (schaffe mir Recht), o Herr, und schlichte meine Sache gegen unheiliges Volk, vom bösen und arglistigen Menschen rette mich, denn mein Gott bist du und meine Stärke.“ Jesus will sagen: Vater, ich vertraue dir. Du hast mich in die Welt gesandt. Ich habe bis jetzt deinen Auftrag erfüllt und werde ihn ganz zu Ende führen. Wenn auch die Welt mich noch nicht erkennt, und wenn selbst dein auserwähltes Volk sich gegen dich und deinen eingeborenen Sohn auflehnt, du wirst mir schon Recht schaffen, du wirst mich schon zur Erkenntnis der Völker der Erde bringen. Du bist meine Hoffnung immerdar.

Klingt dieses Gebet der Kirche, das sie dem Heiland in den Mund legt, nicht wie ein Gebet aus unseren Tagen? Ist es nicht so, als ob Jesus, der Sohn Gottes, täglich beim heiligen Messopfer zum himmlischen Vater rief und sagte: Schaffe mir Recht, mein Vater. Mache, daß die Völker der Erde immer mehr dich erkennen und deinen eingeborenen Sohn. Bewirke, daß die heilige, katholische Kirche immer mehr an Einfluß gewinne, daß ihre Wirksamkeit nicht gehemmt werde. Mache, daß die Völker der Erde die Grundsätze der Kirche sich zu eigen machen, daß die Fürsten ihre Untertanen nach Recht und Gerechtigkeit regieren, daß Friede und Einigkeit und Barmherzigkeit bei ihnen zuhause sei

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er nur mein ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergibt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinn nur meinem Herrn;
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Strahlen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknecht,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeseht im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Revalis

Himmlicher Vater, laß die Völker, die jetzt unter der Last des Krieges so entsetzlich gelitten haben, nicht ganz versinken in Not und Gram und Leid. Führe sie zur Erkenntnis, daß nur bei der Heilung und Rettung zu finden ist. Laß sie erkennen, daß nur in der Rückkehr zu dir und in der Anerkennung deiner Oberhoheit Glück und Friede zu haben ist. Laß die Sünde nicht übermächtig werden im Volke. Schütze die Tugend. Befehle die Sünder und führe alle auf den Weg des Heiles.

2. Und nun nehme man das Gebet hinzu, das der Priester nach dem Paternoster im Angesichte des vor ihm liegenden Gottmenschen Jesus spricht: „Erlöse uns, o Herr, wir bitten dich, von allen Uebeln, von den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, und auf die Fürbitte der seligen, glorreichen, allezeit jungfräulichen Gottesmutter Maria, wie auch deiner heiligen Apostel Petrus und Paulus, Andreas und aller Heiligen, gib gnädiglich Frieden in unseren Tagen, daß wir durch die Hilfe deiner Barmherzigkeit unterstützt, allezeit von Sünde frei und vor jeder Beunruhigung sicher seien. Durch Jesum Christum, deinen Sohn, unsern Herrn.“ Ist das nicht ein Kriegs- und Friedensgebet, wie eigens angefertigt für unsere Tage? Nein, wir wollen nicht verzagen und mutlos werden. Wo solche Fürbitter und Sachwalter unsere Sache vertreten, da wird die Hilfe zur rechten Zeit sich einstellen. Die harten Heimtuchungen des Krieges werden uns zum Heile sein, und die Völker werden, wenn sie einmal an die Ruhe nachdenken, zu ihrem Herrn und Gott zurückkehren.

„Richte mich, o Herr, und schlichte meine Sache gegen unheißiges Volk.“ Im Munde der Gläubigen gelten diese Worte als der Ausdruck flehentlichster Bitte um Schutz gegen die Feinde, die rings herum ihr Haupt erheben. Welches sind denn diese Feinde, die zur jetzigen Zeit gegen uns aufstehen? Das ist vor allem die Religionslosigkeit. Wenn solche folgenschweren Ereignisse wie das jetzige Unglück unseres Vaterlandes vor unseren Augen sich abspielen, zerreißt auch oft der Zusammenhang mit unserem Herrn und Gott im Himmel. Staatliche Unordnung hat, wie wir sehen, sehr leicht auch die Ordnungslosigkeit in unserer Seele zur Folge. Es gelten dann die Gebote Gottes kaum mehr etwas. Ehrlichkeit und Redlichkeit im Handel und Wandel sind im Schwinden. Die Tugend beginnt zu weichen. Die Nächstenliebe und die Barmherzigkeit haben keinen Platz mehr in den Herzen der Menschen. Da gilt es also, mitten im größten Durcheinander den Blick auf den obersten Herrn und Gott gerichtet zu halten und ihm die Treue zu bewahren. Die Gebote Gottes bleiben stets in Kraft. Geseh, wir sind ihm für alle Verletzungen verantwortlich. Mag auch die Welt in Trümmer sinken, mag die weltliche Obrigkeit, die Inhaberin der öffentlichen Gewalt, die jetzige Gelegenheit benutzen, um ihre verderblichen Grundsätze in die Tat umzusetzen, um einen Staat ohne Gott, ohne Kirche einzurichten: Gott bleibt doch Gott. Sein Geseh soll auch fernerhin bei mir, in meiner Familie und überall, soweit mein Einfluß reicht, Geltung haben. Und je mehr sich die Welt bemüht, Gott aus dem öffentlichen Leben zu entfernen, desto mehr will ich versuchen, ihm mit noch größerer Treue zu dienen, damit ihm das, was an äußerer Ehre ihm entzogen wird, wenigstens von meiner Seite ersetzt wird.

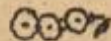
Also nicht mitmachen und sich von den unheiligen Strömungen fortziehen lassen, sondern sich mannhaft entgegenstellen und retten, was zu retten ist, kämpfen gegen alles, was Gottes Grundsätzen entgegenläuft, sich selber rein halten inmitten der schmutzigen Flut, die von allen Seiten gegen Gottes Staat herbrandet und so viele Seelen ins Verderben zieht. Das ist mannhaft, ehrenvoll gehandelt und zieht des Allheiligen Wohlgefallen und fürstliche Belohnung herab.

Welcher Feind erhebt weiter noch sein Haupt gegen uns? Das ist der Geist des Eigennutzes und der Selbstsucht. Er ist eine Folge der herrschenden Gottlosigkeit. Denn wer nicht durchdrungen ist von dem belohnenden und strafenden obersten Richter im Himmel, der folgt nur

seinem Vortheile, der kennt kein Mitleid mit der Not des andern, der sucht sich aus den Gebahren der Darbenden und unter der Not Zusammengebrochenen einen erhöhten bequemen Erbsitz herzustellen. Judica me Deus, richte mich, o Herr, und sondere mich ab von allen Gedanken und Bestrebungen, die der Selbstsucht dienen. Laß nie schmutzigen Eigennutz bei mir heimisch werden. Lehre mich den wahren Wert der irdischen Güter einschätzen und nur den Gütern nachjagen, die ewige Geltung haben. Laß nie mein Herz verhärten gegen die Not des Mitmenschen. Mit dem Priester am Altare will ich heute beten: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, sie führen und geleiten mich auf deinen heiligen Berg und in dein Gezelt.“

Jedes Gebet ist wirksam und wird erhört. Wenn wir aber um Abwendung von Leiden beten, nimmt er nicht immer die Leiden weg, wohl aber schickt er uns Kraft, die Leiden zu tragen. So hat er es sogar mit dem Gebet seines eignen Sohnes, des Gottmenschen Jesus Christus, gehalten. Als Jesus im Oelgarten seinen Vater bat: Vater, nimm diesen Kelch von mir, da nahm er ihm nicht den Kelch der Leiden ab, wohl aber schickte er ihm einen Engel, daß der ihn stärke. Und wenn wir beten: Richte mich, o Herr, und entscheide meine Sache gegen unheißiges Volk, dann müssen wir darauf gefaßt sein, daß er unsere Widersacher nicht von uns nimmt, noch alles Ungemach und Leid aus unserer Nähe entfernt, wohl aber, daß er uns seine allmächtige Gnade schickt, die uns stark macht, daß wir allen Feinden Trotz bieten können, daß wir überwinden und aushalten. Der Kampf wird dann unser Anteil sein, aber auch die Krone. „Glückselig der Mann, der die Versuchung aushält, denn wenn er bewährt befunden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott denen verheißen hat, die ihn lieben.“ Christus lieben, heißt aber mit Christus leiden und für Christus leiden.

Passionszeit, Leidenszeit, heißt die Zeit, die heute begonnen hat, da sie in die Leidenswoche des Herrn überleitet. Ist nicht unser ganzes Leben eine fortgesetzte Leidenszeit, ein immerwährender Kampf mit all den Mächten, die sich gegen uns verschworen haben? Es ist aber kein Kampf, der uns nicht unseres Lebens froh werden läßt, sondern ein Kampf, der hienieden schon inneres Glück und wahren Herzensfrieden bringt. Gott, der Herr, hat unserer Zeit ein besonderes Maß von Not und Leid zugebracht. Das Kreuz wird einen großen, vielleicht den größten Teil unseres ferneren Lebensweges ausmachen. Warum? Weil Gott große Dinge mit uns vorhat, hienieden und erst recht in der jenseitigen Heimat. Vergessen wir das nie, wenn das Kreuz uns hier und da schwer ankommt. „Die er vorher erkannt hat, die hat er auch vorher bestimmt, dem Willen seines Sohnes gleich zu werden.“ So belehrt uns der hl. Paulus. Das Kreuz ist also ein Zeichen der Auszeichnung, und ein Volk, dem von unserem Herrgott ein besonders reichliches Maß von Leid und Heimtuchung zugebracht ist, und das auf die Weisungen der göttlichen Vorsehung liebevoll und gefügig eingeht, das ist auf dem besten Wege, gesund und stark zu werden an Leib und Seele und von Gott auf besondere Weise bedacht zu werden.



Der hl. Rother, der Stammler

Mönch in St. Gallen.

Was das Kloster Fulda in Mitteldeutschland, das war St. Gallen für den Süden, eine Stätte, wo Gebet und Frömmigkeit und unverdrossene Arbeit mit der Wissenschaft und Kunst wetteiferten, um für Land und Leute zum Segen zu werden. Zur Zeit, als Norddeutschland noch zum größeren Teil in Wildheit und Unkultur dahinsiehte, war in St. Gallen reges, fleißiges Leben im Dienste der Kirche und der Erziehung des Volkes zu Hause und reichlicher Segen auf die weite Umgebung niedergestiegen. Die Zeit Karls des Großen und seiner nächsten Nachfolger war besonders reich an gelehrten und frommen Männern. Einer

aus ihnen war der Mönch Rother. Seine Wiege stand in der Schweiz im Kanton Zürich. Väterlicherseits war die Familie mit dem kaiserlichen Hause Karls des Großen verwandt. Rother kam nach St. Gallen, um in der Klosterschule die ersten Anfänge der Wissenschaft sich anzueignen. Zum Jüngling herangewachsen, verschmähte er es, auf sein heimatliches Schloß zurückzukehren, und zog es vor, als einfacher Mönch in der Klosterzelle zu bleiben. Das Klosterleben in damaliger Zeit war gewiß nicht weniger entsehungreich, als das heutige Leben in den Klöstern, während das Leben auf den Schlössern der reichen Herren und Landesfürsten sehr davon abfiel. Und wenn ein Jüngling aus vornehmerm Hause das Wohlleben der damaligen Welt verschmähte und das entsehungreiche Leben eines Mönches wählte, dann gehörte dazu ein großes Maß von Selbstverleugnung und Erkenntnis des einen Notwendigen, und wohl auch die große Gnade einer besonderen Führung und Leitung Gottes.

Rother mußte wie jeder andere Anfänger die Stufen des Klosterlebens durchlaufen. Er tat die Dienste in Haus und Hof, in Küche und Keller, in der Sakristei und an der Klosterpforte, und zeigte sich überall gefällig und hilfsbereit gegen seine Mitbrüder. Mit Vorliebe tat er die niedrigen Dienste in den Krankenzimmern und nahm jenen die Arbeit ab, die ihnen schwer fiel. Das Leben im Kloster ist zwar genau geregelt und es weiß jeder, welche Arbeit er jeden Tag zu verrichten hat. Doch ist immerhin noch ein gewisser Spielraum für freiwillige Leistungen frei, wo sich die Liebe und Demut in reichem Maße betätigen kann.

Rother wurde Priester und konnte sich nunmehr als Seelsorger betätigen. Sein Hauptarbeitsfeld sollte aber die Musik und die Poesie im Dienste der Kirche werden. Unsterbliche Verdienste hat er um das Kirchenlied und den Choralgesang. Er sammelte die alten überkommenen Lieder, schrieb die Neulieder nieder und ließ durch fleißige Mönche abschreiben, verfaßte auch selber neue Lieder und wurde von seinen Oberen beauftragt, den lateinischen Choralgesang mit den Klosterchören einzustudieren und in der Klosterkirche vorzutragen. Unzählige wurden von ihm ausgebildet und nach Deutschland geschickt, damit sie dort für die Ausbreitung des Kirchengesanges tätig seien. Von den von ihm verfaßten Gesängen sagt ein neuerer Schriftsteller: Bei Anhörung dieser göttlichen Gesänge wird das Gemüt der Gläubigen zur Andacht geweckt, das Herz erweitert, die Seele über sich selbst erhoben und geistig verklärt. Der heilige Gesang tröstet trauernde Gemüter, stimmt zur Freude müde Herzen und führt oft die Sünder zur Reue, daß sie, von der Fähigkeit des Gesanges, als durch Worte bewegt, ihre Sünden beweinen und sich zu Gott bekehren.

Der Auf von der Gelehrsamkeit des St. Galler Mönches drang bis an den kaiserlichen Hof Karls des Großen, der ihn wiederholt aufsuchte und ihn in Reichsgeschäften um Rat anging. Bei einer solchen Gelegenheit suchte ein eifriger Hofkavalier sich über den einfachen Mönch lustig zu machen. Er stellte an ihn die Frage: Diener Gottes, mit den himmlischen Tingen wohl vertraut, sage uns doch, was tut gerade jetzt der liebe Gott im Himmel? Rother gab zur Antwort: Er tut das, was er immer getan: Er erhöht die Demütigen und erniedrigt die Stolgen. Bei der Abreise des kaiserlichen Gefolges häumte sich das Roß des Hofkavaliers und warf ihn ab, wobei er den Fuß brach. Man brachte ihn ins Kloster zurück, wo er verpflegt wurde. Er erkannte seine übermütige Verhöhnung des frommen Mönches und bat Rother um Verzeihung. Dieser beehrte über ihn, und nach einigen Tagen konnte er das Kloster verlassen.

Im hohen Alter entschlief der heilige Mönch sanft und ergeben im Schatten des Klosters, zu dessen Ehre und Ruhm er soviel beigetragen hatte, im Jahre 912.

„Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und aller Diener sein.“ (Matth. 9, 35).

Zur Lehr und Wehr

Lichtblicke (Fortsetzung).

Wenn wir nunmehr Deutschlands religiöse Zukunft und die Stellung der katholischen Religion näher ins Auge fassen, so ist da vorläufig noch schlecht zu prophezeien. Erst muß abgewartet werden, wessen Geistes die neue, nunmehr gewählte Regierung sein wird. Wird sich ein neuer Kulturkampf vorbereiten? Das ist die Frage, die uns Katholiken so nahe liegt. Wie die jetzige Regierung sich zur Kirche und zur Religion überhaupt stellt, ist genügend bekannt. Der Kultusminister Adolf Hoffmann hatte nach seinem Regierungsantritt nichts eifrigeres zu tun, als seinen Daß gegen alle Religion, mit dem er sich schon früher hervorgetan hatte, durch Ankündigung der Trennung von Kirche und Staat, Beseitigung des Religionsunterrichtes in den Schulen und sonstige kulturkämpferische Erlasse zu offenbaren. Die preussischen Bischöfe sind ihm zwar nicht die Antwort schuldig geblieben und haben, wie es ihr Recht und ihre Pflicht war, dem Kultusminister ins Gesicht gesagt, daß das ein schwerer Rechtsbruch und ein Verbrechen an der Volksseele sei, aber in Berlin geht es weiter auf der begonnenen Bahn. Eins kommt aufs andere, und wir haben vorläufig nicht die Macht, dem Einhalt zu tun.

Ob es als ein Gewinn für die Kirche gebucht werden kann, daß der Einfluß des protestantischen preussischen Königshauses auf den stillen Kulturkampf, wie er trotz aller Abkennung und ministeriellen Beschwichtigung immer noch blühte, beseitigt ist, ist so leicht nicht zu entscheiden. Wäre die preussische Militärpartei mit ihren Plänen samt und sonder durchgedrungen, dann hätte der preussische Uebermut uns Katholiken arg mitgespielt. Deutschlands Siege wären als Siege der protestantischen Kultur hingestellt worden, man hätte uns einfach an die Wand gedrückt. So liegt der Militarismus am Boden, und wir atmen etwas auf. Allein die kulturkämpferischen Geheimräte sitzen noch in den Ministerien und Regierung und atmen noch die alte romfeindliche Luft. In ihren geleierten Gedanken treffen sie mit den sozialistischen freigeistigen Machthabern auf gemeinsamem Boden zusammen, und wenn diese beiden Elemente die Geschichte Deutschlands in der Hand behalten, dann wird die katholische Kirche Deutschlands schlimmere Tage als zuvor sehen. Das sieht auch die protestantische Kirche, und es mehrten sich bei ihr die Stimmen, die zum Kampfe gegen die jede Religion bedrohenden Maßnahmen der neuen Regierung Schüller an Schalter mit den Katholiken aufrufen.

Wir Katholiken müssen uns neben den Bestrebungen zur politischen Besserstellung des deutschen Katholizismus und Bekämpfung der Kulturkampfsgefahren mehr der Pflege des religiösen Innenlebens hingeben. Ich bin überzeugt, daß wir da vor schönen Erfolgen stehen werden, wenn überall im Lande, in allen Pfarren die dazu berufenen Leute mit der Erweckung des religiösen Lebens sofort einsetzen werden. Das Aufblühen des religiösen Geistes zu Anfang des Krieges erwies sich vielfach als Strohfeuer, erlosch bald und machte immer mehr einem ganz verwilderten Geiste und einer religiösen Gleichgültigkeit Platz. Soll es anders werden, dann muß energische Arbeit geleistet werden. Die Kirche und die Pfarre allein ist zu klein dafür, die Belehrung muß in den Vereinen und Standsorganisationen fortgeführt und vertieft werden. Die Geistlichen können es aber allein nicht machen. Weltliche Helfer und Helferinnen müssen sich ihnen zur Verfügung stellen. Die eucharistische Bewegung, wie sie einige Zeit vor dem Kriege einsetzte und auch während des Krieges an vielen Orten eifrig gepflegt wurde, eröffnet den Seelsorgern erfreuliche Lichtblicke in die sonst so trübe Zukunft. Sie mußte namentlich unsere Männerwelt noch

mehr erfassen und könnte, wenn sich die heimgekehrten Soldaten dafür gewinnen ließen, eine stattliche Truppe erzielen, Herentruppen, wenn es sich darum handelt, große religiöse Fragen zu behandeln und die Befinnung der Gemeinde machtvoll nach außen kundzutun.

Was für erhebende Beispiele von Glaubensmut und Opferwilligkeit beim Empfang der Sakramente sind uns doch aus den Schützengräben berichtet worden! Wie mancher abseits stehende Mann und Jüngling hat da wieder seinen eucharistischen Gott kennen gelernt und ihm Treue gelobt auch für die Zeit der Bedrängnis. Solche Seelen müssen um jeden Preis für Kirche und Altar festgehalten werden. Was ließe sich aus diesen Seelen machen, wie könnten sie zum Sauerteig werden, der nach und nach die ganze Masse durchsäuert, uns zum Licht, das auf den Scheffel gestellt, der ganzen Gemeinde vorausleuchtet!

Vielleicht sind jene Soldatenseelen noch häufiger, die im Festzug an Glauben oder Sittlichkeit eingebüßt haben, oder die in fremder Gefangenschaft schwächelten und dort um ihren ganzen religiösen Halt gekommen sind. Dieser in die Irre gegangenen und unter Dornen und Dornen geratenen Schäflein erbarme sich der gute Hirte und Seelsorger und führe sie mit Liebe, Güte und Nachsicht zur gemeinsamen Herde. Die gemeinsamen Männerkommunionen alle Monate, (wie sie im Männerapostolat in Übung sind) erleichtern ungemein den Wiederanschluß solcher abseits geratener Seelen an die Übungen der christlichen Frömmigkeit.

Wenn Gott für große Dinge vorherbestimmt hat, den schicksalserworbenen in die Schule der Leiden und Heimsuchungen. Die ganze Geschichte der katholischen Kirche und schon vorher die Geschichte des israelitischen Volkes erhärtet diesen Satz. Was ist das doch für eine tröstliche und erhebende Wahrheit! Nun wissen wir also, weshalb Gott das Unglück eines verlorenen Krieges über uns hat kommen lassen: Er hat mit uns besondere Dinge vor, wir sollen noch etwas besonderes leisten in der Welt, für das große Ziel der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden und der Verherrlichung seines heiligen Namens. Diesem großen, gewaltigen Ziele dient ja die gesamte Schöpfung, die vernunftlose, wie die vernunftbegabte, und alles, was in der Welt geschieht oder von Gott zugelassen wird, muß sich diesem Ziele unterordnen. Ist das nicht ein Lichtblick in dem Trauerspiel, das in dem Welttheater jetzt gespielt wird? Gehen wir nur recht genau und willig auf diese Pläne Gottes ein! Gott der Herr wird uns dann als seine Freunde und Helfer ansehen, uns nobel behandeln und uns vor allen anderen auszeichnen.

Bele

Bedanken und Erwägungen

Das Unglück hat auch sein Verdienst und seinen Lohn.

✱

Ehre und Achtung dem unglücklichen Mut.

✱

„Dem Herrn ist nicht schwer, Rettung zu schaffen.“ (1. Röm. 14, 16.)

✱

„Unser Gott ist ein Gott, der helfen kann; ja Gottes des Herrn ist es, dem Tode entrinnen zu lassen.“ (Ps. 67, 21.)

2000

Eitle und sittliche Persönlichkeit

Frauenpersonen sind häufig nicht wenig aufgebracht gegen solche, die sich einer Unhöflichkeit oder Vernachlässigung gegen sie schuldig machen. Wenn dagegen andere sich Freiheiten gegen sie erlauben, wehren sie die Unziemlichkeit ab, zürnen aber nicht. Dar-

aus könnten diese Personen, wenn sie wollten, viel lernen. In beiden Fällen nämlich wird ihre Persönlichkeit angegriffen. Im ersten Fall ist es ihre eitle, gefallsüchtige, im zweiten ihre sittliche Persönlichkeit, die angegriffen wird. Warum nun zürnen sie im ersten Falle, nicht aber im zweiten? Es ist klar: sie zürnen im ersten Falle, weil sie eigensüchtig und eitel sind. Ihr Stolz trägt seine Vernachlässigung. Und sie zürnen im zweiten Falle nicht, weil ihr sittliches Gefühl matt oder gar verwahrlost ist. Sie wehren daher, der besseren Sitte gemäß, unziemliche Zumutungen ab, aber sind durch dieselben innerlich nicht verletzt, eben weil ihr sittliches Gefühl, die ihnen gewordene Beleidigung zu empfinden, zu stumpf ist. Im Gegenteil, sie fühlen sich vielleicht sogar durch die unziemende Zumutung geschmeichelt, weil sie vermöge ihres Selbstgefällens in der Zumutung nichts als den Ausdruck einer lebhaften, ihnen gezollten Huldigung oder die Wirkung des von ihnen auf den Betreffenden ausgeübten mächtigen Eindruckes erblicken. Allerdings also können die fraglichen Frauenpersonen aus dem gedachten Zürnen und Nichtzürnen wichtige Einblicke in ihren sittlichen Zustand gewinnen.

J. B. von Birscher.

Die Cilly

(Eine Geschichte aus dem Leben.) Von B.

Primiz im Dorfe. — Am Morgen zog der junge Priester, begleitet von einer froh bewegten Schar, aus einem der Häuschen am unteren Ende des Dorfes durch die reichgeschmückten Straßen hinaus zur Pfarrkirche. Wie die Glocken ihm entgegen jubelten! Wie die alten Väter und Mütter so gerührt nach dem jungen, stattlichen Priester schauten! —

Der alte Hansenbauer stand mit seinem Nachbar, dem Michel, vor dem Dorf, als der Zug daherkam. Er nahm den Hut vom weißen Haupte und sagte zu dem Nachbar: „Michel, das ist ein Ehrentag, mehr für die Cilly, als für den jungen Herrn. Gott lohn ihr jetzt schon, was sie an ihm getan hat.“

Der Michel nickte bloß und nahm ebenfalls den Hut vom Kopfe. So standen sie barhaupt, bis der Zug vorüber war, bis auch die Cilly vorübergegangen war, die ziemlich am Ende des Zuges zwischen zwei Frauen schritt. Alle Augen wandten sich ihr zu, als sei sie die Hauptperson dieses Tages. Aber sie merkte es nicht. Sie war ja so unaussprechlich glücklich, daß ihr das Glück Tränen in die Augen trieb, an denen sie immer wieder zu wischen hatte.

Ziebzehn Jahre waren es her, da bewegte sich auch ein Zug auf diesem Wege zur Kirche, oder eigentlich zum Friedhof, in dem die Kirche liegt. Damals aber war es ein Trauerzug. Zwei Särge trug man dort den Hügel hinauf, zwei Särge, in denen ein junges Ehepaar zu Grabe getragen wurde. Auch damals standen, wie heute, der Hansenbauer und der Michel vor dem Tore, um sich dem Zuge anzuschließen. Und der Hansenbauer sagte: „Unser Herrgotts Wege sind manchmal krumm und hart. Was soll mir aus den armen Kindern werden?“

Der Michel erwiderte darauf: „Was soll werden? Der Gemeinde fallen sie zur Last. Verwante sind ja nicht da. Ist halt fremdes Volk!“

Ja, sie waren fremd gewesen im Dorfe. Sie kamen beide von den Bergen. In der Stadt, in der der junge Maurer arbeitete, hatte er sein Weib kennen gelernt; auch ein Gebirgskind. Sie hatten geheiratet, waren aber gleich darauf ins nahe Dorf gezogen, weil sich die junge Frau in der Stadt nicht heimisch fühlte. Jahre des Glückes folgten. Der junge Mann ging in die Stadt zur Arbeit, die Frau half anfangs den Bauern bei der Feldarbeit und den Bäuerinnen bei der Wäsche, bis sie daheim selbst genug zu tun fand bei ihren zwei Kindern.

Und dann, nach Jahren, kam der Tag, der alles zerstörte. Tod brachte man den geliebten Vatten ins Haus. Sie sah gerade beim Bettchen ihres Töchterchens und sang es in Schlaf, da trafen die Männer mit der Leiche ihres Mannes ins Haus. Sie warf einen entsetzten, irren Blick auf die Leiche, dann brach sie mit einem Seufzer zusammen. Am Abend lag sie tot neben ihrem Manne.

Trüben über der Straße wohnte sie Cilly, die Näherin. Sie hatte gerade noch gesehen, wie die fremden Männer mit ihrer Last das Haus betraten. Ob die Frau wohl schon um ihren entsetzlichen Verlust wußte? Vor ein paar Minuten hatte die Cilly noch ihren Gesang vernommen. Cilly warf ihre Näharbeit hin und flog förmlich über die Straße hinüber zur Nachbarin. Wie konnten diese Leute nur so rücksichtslos sein und den Verunglückten ohne Vorbereitung da hineinschleppen?

Cilly kam zu spät. Sie kam zwar noch recht, um die zum Tode verwundete Frau in ihren Armen sterben zu sehen, aber sie kam zu spät, um sie auf ihren Verlust vorbereiten zu können.

Nach einer Viertelstunde war schon der Pfarrer da. Die Stube hatte sich inzwischen mit klagenden Nachbarinnen gefüllt. Alle hatten den Kopf verloren, nur die Cilly nicht. Und die war noch so jung, kaum zweiundzwanzig Jahre alt. Als der Pfarrer hereintrat, war sie gerade dabei, das wimmernde kleine Mädchen, die sechsjährige Theres, anzuleiden. Der um zwei Jahre ältere Franz schaute mit großen, entsetzten Augen auf die vielen Leute, die draußen in der Wohnstube die Wache und hier in der Schlafstube die regungslose Mutter umgaben.

„Das ist recht, Cilly!“ sagte der Pfarrer. „Behalte die Kleinen wenigstens ein paar Tage bei dir, bis alles geregelt ist. — Mußt schon ein gutes Werk damit tun; bist ja im Dritten Orden.“

Die Cilly nickte bloß. Sie suchte sich die Kleider der Kinder zusammen und ging dann mit den Kindern heim. Später holte sie sich auch noch das Kinderbettchen von dräßen.

Bei der Beerdigung schritt sie mit den beiden Kleinen an der Hand hinter den Särgen her und nachher ging sie mit ihnen ins Pfarrhaus.

„Derr Pfarrer!“ sagte sie, „ich will die beiden behalten und aufziehen. Sie sind ja gar so süß dran. Mich kennen sie schon, und da gewöhnen sie sich leichter.“

Der Pfarrer besann sich ein Weilchen und erwiderte dann: „Cilly, ich weiß nicht recht, ob ich Ja dazu sagen soll. Siehst du, du bist noch jung, wirst wohl bald heiraten und dann sind dir die Kinder im Wege. Und reich bist du auch nicht. Was die Eltern den Kindern hinterlassen haben, weiß ich nicht. — Ueberleg' dir's noch einmal. Wenn du's fertig brächtest, freilich, dann könntest' dir mehr als den Himmel an ihnen verdienen.“

„Ich hab's schon überlegt, Derr Pfarrer!“ antwortete die Cilly. „Auch das mit dem Heiraten. Die Kinder sollen keinen Stiefvater haben; mit einer Stiefmutter ist's schon genug. Ich behalt' sie, wenn's mir erlaubt wird. Was die Kinder kosten, werd' ich schon aufbringen; ich bin ja jung und gesund.“

Und die Cilly hat die Kinder wirklich behalten. Sie hat sie gehegt und gepflegt, damit sie bald ihren Verlust vergessen sollten. Und es ist auch so eingetroffen. Sie hat Tag und Nacht für sie gearbeitet, damit sich auch ihre Zukunft nicht gar so trüb gestalten sollte und das kleine Vermögen, das die Eltern hinterlassen hatten, nicht vor der Zeit verbraucht würde.

Die Jahre gingen dahin. Zwei Heiratsanträge hat die Cilly ausgeschlagen. Der eine wegen. Und an den Kindern hat sie ihre Freude gehabt. Freilich, als das Thereschen elf Jahre alt war, hat es ihr der liebe Gott wieder abgenommen. Die Diphtheritis kam ins Dorf und wählte sich das Kind als erstes Opfer. Aber es hat noch seine erste und letzte hl. Kommunion empfangen können.

Der Franz war damals dreizehn Jahre alt und der bravste Junge im Dorf. Er

war wohl gern ein Priester geworden, aber er hat es ganz still im Herzen getragen, weil doch sein Mütterchen nicht reich genug war, um ihn studieren zu lassen.

Wie nun das Thereschen tot war, da hat die Cilly einmal geträumt. Sie sah ihren Liebling im Himmel als ein wunderschönes Englein. Das Englein kniete an einem Altare, an dem ihr kleiner Franz als Priester das heilige Messopfer darbrachte, und ministrirte ihm. Tagelang hat die Cilly über diesen Traum nachgedacht und hat auch ihr Sparfassenbüchlein zu Rate gezogen. Und an einem Abend in der Dämmerstunde, als gerade Franz neben seinem Stiefmütterchen saß, sagte er traurig: „Ach, wenn das Thereschen nur noch lebte! Wie viel schöner wär's dann!“ — Und nachdem die beiden ein Weilchen um Thereschen geweint hatten, sprach die Cilly: „Ich hab' lehtin vom Thereschen geträumt. Es war im Himmel und diente einem Priester bei der heiligen Mess'. Und der Priester warst du, Franz. — Möchtest' ein Priester werden?“

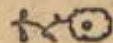
Franz schaute lange verwundert der Cilly ins liebe Angesicht, dann schlug er die Arme um ihren Hals und flüsterte: „O, Mutter, ich möcht' schon gern, aber wir sind arm! Das Studieren kost' viel Geld.“

„Wenn's unser Herrgott haben will, ging's wohl doch!“ meinte die Cilly darauf. „Ich will mal mit dem Derrn Pfarrer darüber reden.“ — Und als Franz so ganz verwirrt und voll innerlicher Glückseligkeit vor ihr stand, fügte sie lächelnd hinzu: „Weißt, Franz! Wenn unser Erspartes beim Studium drausgegangen ist, und du bist einmal Pfarrer, dann nimmst mich zu deiner Haushälterin. Dann bin ich auch für meine alten Tage versorgt.“

„Wenn ich Pfarrer wär', dann dürftst meine Haushälterin nit sein, Mutter! Dann sollst dich ausruhen von all deiner vielen Arbeit, und eine andre müßt dich pflegen. Du sollst es gut haben.“ —

Und nun steht Franz als Priester am Altare. Der Geist seines Schwesterchens umschwebt ihn wohl, wie es seine Erzieherin einst im Traume geschaut. Und die Cilly, die treue Dienerin seiner Jugend, kniet hinter ihm, nur wenige Schritte entfernt. Sie ist noch rüstig und gesund; so Gott will, wird sie ihm noch ein paar Jahre den Haushalt führen können, wenn er einmal Pfarrer ist.

Doch nein, sie darf sich solch zerstreuten Gedanken nicht überlassen. Bald wird es ja zur heiligen Kommunion klingen, und dann wird ihr Franz ihr den lieben Heiland reichen, den lieben Heiland, der einst gesagt hat: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ — Und: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ —



Du sollst den Sonntag heiligen!

(Eine Sage.)

Inmitten der großen Weidestüden, die an der westlichen Grenze unseres oldenburgischen Vaterlandes sich bis weit in das preussische Gebiet hinein erstrecken, liegt, von dünnen Rohrgewächsen und verkrüppelten Föhren umrahmt, ein Teich von ziemlich bedeutender Größe. Jetzt sieht es dort recht einsam aus, Todesschweigen erfüllt die weite Einöde, nur selten gestört durch den heiseren Schrei der wilden Ente und der grauen Möve, die leisen Flügel ihre freisenden Bahnen über die schlummernde Wasserfläche zieht.

Aber nicht immer bot diese Gegend einen so traurigen Anblick dar, die Sage weiß von einem blühenden Gehöft, dem „Weidestüde“, zu erzählen, das einst dort gestanden, wo jetzt der See seine blinkenden Wellen zieht. Aber nun ist es längst verschwunden, zu Grunde gegangen durch den Fluch Gottes, den seine Bewohner durch sündhaften Frevel auf sich herabgezogen haben.

Der Wirt des „Weidestüdes“ war nämlich ein böser, gottloser Mann, dem es mehr um seinen irdischen Vorteil, als die Ehre Gottes zu tun war. Denn, wenn des Sonntags die Landleute der Umgegend, die in dem benachbarten Dörfchen zur Kirche gehörten, sich nach alter Gewohnheit in seinem Hause bei einem Krug Bier erholten, wußte er sie durch schlaues Zureden und fleißiges Rötigen zum Trinken solange aufzuhalten, bis das Läuten zum Gottesdienste längst vorbei und das Hochamt bereits weit vorgeschritten war. Aber die Strafe Gottes für sein sündhaftes Treiben blieb nicht aus.

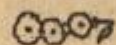
Es war im Sommer, ein heiterer, sonniger Sonntagmorgen lag auf der Heide. Längst schon war das mahnende Geläute vom Kirchturm verklungen, aber die wüsten Jecher auf den braunen Bierbänken des Dörfchens, „Weidestüdes“ dachten noch nicht ans Aufbrechen. Während im nahen Kirchlein bei der Feier des Gottesdienstes zu den weihewollen Tönen der Orgel fromme Betgesänge erklangen, schallten hier lärmende Reden und freche Lieder in die feierliche Sonntagsstille hinaus. Da plötzlich wurde ein unterirdisches Rollen und donnerndes Dröhnen vernommen. Sogleich verstummte das wilde Treiben, und bleiche Todesangst lag starr auf allen Gesichtern. Am nächsten Horizonte zogen mit Riesenschnelle furchterliche Wolkensäulen herauf; das heitere Tageslicht verwandelte sich in rabenschwarze Nacht, durch die in blendender Helligkeit flammende Blitze lohten, und entsetzlich trachte der Donner. — Plötzlich kam ein betäubender Schlag, der Grund erzitterte, das Haus wankte — die Erde tat sich auf und verschlang den ganzen Hof mit samt allen Bewohnern in die schwarze Tiefe.

Das war die Strafe Gottes für die Entheiligung des Sonntags!

Das Volk in der Kirche hatte von dem Gewitter nichts wahrgenommen, als es aber nach dem Gottesdienste sich nach Hause begab, war der „Weidestüde“ verschwunden, und an seine Stelle der einsame See getreten, wie es noch heutigen Tages zu schauen ist.

Und wenn du, lieber Leser, in stillen Sommernächten daran vorübergehst und im rauschenden Spiel der Wellen ein leises Klagen und Wimmern vernimmst, dann horche auf: es sind die Geisterstimmen der armen Unglücklichen, die zur Sühne ihrer Sünden allnächtlich ruhelos auf den bleichen Wassern umherirren und jedem Wanderer, der vorüberkommt, zurufen müssen:

„Gedenke, daß du den Sabbath heiligst!“



Charitas

Wie beglückend ist die Liebe,
Die sich dem Erbarmen weilt!
Wie der Frühling weckt die Triebe
Nach des Winters rauher Zeit.

Wie der Quell in Sommergluten
Ladet ein zu kühler Rast;
Wie das Brett in Sturmesfluten,
Das der Schiffer scheiternd faßt.

Wie nach wilder Wetterstunde
Blickt der milde Sonne Licht;
Wie der Balsam auf der Wunde
Heiße Schmerzen lindernd stillt.

Reicht du dich mit Freundesblide
Fremder Not aus Liebe nur,
Rahst du herbstem Erdgeschide
Folgend tiefstem Elends Spur:

O, dann webst mit goldnem Faden
Du dein eignes Herzenglied.
Was du gabst, fliehet sonder Schaden
Tausendfach schon hier zurück.

Doch der schönste Lohn erbühet
Dir wohl einst im Heimatland,
Wo in sel'ger Bonn' durchglüheth
Dich der ewigen Liebe Brand.

Fr. Cajetan Böhm.